

Darstellung und Erkenntnis

Beiträge zur Rolle nichtpropositionaler Erkenntnisformen in der deutschen Philosophie und Literatur nach Kant

von
Brady Bowman

1. Auflage

mentis 2007

Verlag C.H. Beck im Internet:
www.beck.de
ISBN 978 3 89785 560 1

Brady Bowman (Jena)

Einleitung des Herausgebers

*Noch sind wir nicht weit genug mit dem
Anstoßgeben gekommen:
aber was nicht ist, kann noch werden.*

F. Schlegel, *Über die Unverständlichkeit*

Nach Gründen für die Beschäftigung mit literarischen Darstellungsformen der Philosophie – hier in einem weiten Sinn verstanden, der neben ‚abweichenden Formen‘ wie Aphorismus, Gedicht oder Dialog auch ‚normale‘ Textgattungen wie Aufsatz, Lehrbuch und Enzyklopädie umfaßt – braucht man nicht lange zu suchen. Philosophen haben im Lauf der Geschichte eine reiche Vielfalt sowohl an Textformen als auch an Individual- und Gruppenstilen hervorgebracht, denen, wie Arthur Danto formuliert, eine entsprechende „Vielfalt von philosophischen Anthropologien“¹ gegenübersteht. Wer daher als Philosoph an einer Selbstverständigung Interesse hat, die über die begrenzte Angabe einzelner Themengebiete, Problemstellungen und Methoden hinaus eine allgemeinere Standortbestimmung alles dessen ermöglicht, was wir heute als Philosophie *wiedererkennen* können, ist gut beraten, sich dieser Formenvielfalt zuzuwenden. Derartige metaphilosophische Beweggründe müssen jedoch gar nicht im Spiel sein, um den hermeneutischen Gemeinplatz anzuerkennen, daß es bei der Interpretation (auch) eines philosophischen Textes

¹ A. C. Danto, Philosophie als/und/der Literatur. In: Ders., *Die philosophische Entmündigung der Kunst*, München 1993, S. 165-192, hier S. 191. Die Bandbreite an literarischen Formen philosophischer Texte ist zu groß, als daß ich an dieser Stelle auch nur eine repräsentative Auswahl treffen könnte. Vgl. exemplarisch die Untersuchungen in G. Gabriel, C. Schildknecht (Hg.), *Literarische Formen der Philosophie*, Stuttgart 1990 sowie C. Schildknecht, *Philosophische Masken. Literarische Formen der Philosophie bei Platon, Descartes, Wolff und Lichtenberg*, Stuttgart 1990.

unerlässlich ist, seine literarische Form zu berücksichtigen. Das gilt nicht nur und nicht erst für offenkundig ‚literarisierte‘ Texte wie die platonischen Dialoge, Nietzsches *Zarathustra* oder Kierkegaards Spiele mit Pseudonymen, Masken und fiktiven Herausgeberinstanzen. Auch die Texte eines kanonischen Autors der analytischen Tradition kommunizieren über ihre Gestalt und es hat, wie Gottfried Gabriel schreibt, „die Nichtbeachtung der Form des *Tractatus* zu dem Mißverständnis seiner positivistischen Lesart beigetragen. Und die Nichtbeachtung der Form der *Philosophischen Untersuchungen* hat das Mißverständnis von deren linguistischer Lesart hervorgebracht [...]“. ² So hat die bisherige Forschung zu literarischen Formen der Philosophie in zahlreichen Fällen zeigen können, daß der Ansatz bei der Textgestalt zu unverhofften Einsichten in den Gehalt führt. ³

Auch einige der in diesem Band versammelten Texte sind der literarischen Form einzelner philosophischer Werke gewidmet und entfalten eindringliche Interpretationen auf dieser Grundlage. ULRICH SEEBERG knüpft z. B. an Dieter Henrichs Befund an, Kant habe sich bei der Kategorienduktion in seiner ersten *Kritik* nicht am Muster logisch-mathematischer, sondern an den seinerzeit gängigen, mit dem Zusammenbruch des alten deutschen Reiches jedoch obsolet gewordenen juristischen Deduktionsschriften orientiert. ⁴ Seeberg spezifiziert das methodische Vorbild näher, weitet Henrichs Befund aber zugleich aus, um ihn für die Schätzung der Tragweite der Kantischen Transzendentalphilosophie insgesamt fruchtbar zu machen. In ähnlicher Weise zeigt DIETMAR HEIDEMANN inhaltliche Affinitäten zwischen der Dialogform und Fichtes früher Me-

² G. Gabriel, C. Schildknecht (Hg.), *Literarische Formen der Philosophie*, S. 11; vgl. G. Gabriel, Logik als Literatur? Zur Bedeutung des Literarischen bei Wittgenstein. In: Merkur 32 (1978), S. 353-362. In der Ablehnung logisch-positivistisch inspirierter Lesarten insbesondere des frühen Wittgenstein kommt dieser Ansatz mit den unter dem Titel *The New Wittgenstein* versammelten Interpretationen überein (siehe R. Read, A. Crary (Hg.), *The New Wittgenstein*, London 2000). Die Auffassung gehen allerdings in der wesentlichen Frage auseinander, ob Wittgenstein mit den ‚Nonsens-Sätzen‘ des *Tractatus* eine indirekte Mitteilung eines sonst (logisch) Unaussprechlichen intendierte. – Die unmittelbare Relevanz nicht nur der literarischen Form für die Wittgenstein-Interpretation, sondern auch die Fruchtbarkeit Wittgensteinscher Überlegungen für die Philosophie der Literatur belegen die Beiträge in J. Gibson, W. Huemer (Hg.), *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt a. M. 2006.

³ Neben den in Fn. 1 genannten Veröffentlichungen vgl. C. Schildknecht, D. Teichert (Hg.), *Philosophie in Literatur*, Frankfurt a. M. 1996. Auch die große Studie von V. Höle (*Der philosophische Dialog*, München 2006) ist hier zu erwähnen.

⁴ D. Henrich, Kant's Notion of a Deduction and the methodological background of the first Critique. In: E. Förster (Hg.), *Kant's Transcendental Deductions. The Three 'Critiques' and the 'Opus postumum'*, Stanford 1989, S. 29-46.

thode einer idealistischen ‚Geschichte des Selbstbewußtseins‘ auf, um die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der *Bestimmung des Menschen* (1800) als Schwelle zu Fichtes Spätphilosophie zu diskutieren. ASTRID URBAN begründet F. Schlegels Privilegierung der Zeitschriftenform und der ‚formlosen Form‘ der Rezension aus Motiven der frühromantischen Poetik und Geschichtsphilosophie. TOMMASO PIERINI deutet die in Hegels *Enzyklopädie* sedimentierte Vorlesungspraxis mit ihren verschiedenen Rede-Stilen des paragraphierten Lehrsatzes, der Anmerkung und des *viva voce* extemporierten ‚Zusatzes‘ als Reflex einer systematisch verankerten Offenheit des Hegelschen Denkens. In allen diesen Fällen bewährt sich die These einer engen Zusammengehörigkeit zwischen literarischer Gestalt und philosophischem Gehalt.

Hermeneutische Sensibilität gegenüber der sprachlichen Form empfiehlt sich natürlich besonders im Falle von philosophischen Texten, mit denen wir keine Lesepraxis, keine schon eingeübte Form der Rezeption und des Verstehens zu verbinden wissen – sei es aufgrund großer historischer oder kultureller Distanz, sei es aufgrund ihrer vom Autor beabsichtigten Abweichung von den Konventionen ‚normaler‘, uns bereits vertrauter Textgattungen. Wer etwa mit den Texten Hegels, den späten Gedichten Hölderlins, Schlegels Fragmenten, Schellings Naturphilosophie oder Fichtes späterer Wissenschaftslehre in Berührung gekommen ist, und erst recht wer mit diesen Texten über längere Zeit gearbeitet hat, kennt die mitunter unüberwindlich scheinenden Widerstände, die sie der Deutung entgegensetzen können. Selbst über Kants Argumentation in der transzendentalen Deduktion konnte Paul Guyer in Unkenntnis von Kants methodischem Vorbild der eben erwähnten juristischen Deduktionsschriften schreiben: „[T]he deduction, which should have been the keystone to the triumphal arch of the Critique of Pure Reason, never amounted to more than a disjointed summary of significantly different strategies“.⁵ Doch während im Falle Kants die Geschichte uns einen Zugang verschüttete, der seiner Mitwelt selbstverständlich gewesen sein mag, riefen die Darstellungspraktiken der Frühromantiker und Frühidealisten schon bei vielen ihrer Zeitgenossen Staunen, Befremden und Verständnislosigkeit hervor.⁶ Selbst ein gewiefter und bei aller Kritik in der Sache doch wohlwollender Interpret wie Adorno sieht sich von Hegels Sprache zu dem Geständnis genötigt, Hegel sei ein Philosoph, „bei dem man zu-

⁵ P. Guyer, *Kant and the Claims of Knowledge*, Cambridge 1987, S. 73.

⁶ Auf die unter den Zeitgenossen verbreitete Kritik an der als dunkel und unverständlich abgelehnten Sprache des *Athenäums* reagiert F. Schlegel 1799 mit seinem Aufsatz *Über die Unverständlichkeit* (in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, 1,2, hg. v. E. Behler, Paderborn 1963ff., S. 363-372).

weilen nicht weiß und nicht bündig entscheiden kann, wovon überhaupt geredet wird, und bei dem selbst die Möglichkeit solcher Entscheidung nicht verbrieft ist“⁷ – ein Befund, den man auf andere Autoren der klassischen deutschen Philosophie umstandslos ausweiten könnte. Sicherlich kann man in diesem und ähnlichen Fällen den Standpunkt einnehmen, Philosophie, welche derartige Verständnisschwierigkeiten, Opakheit, ja Dunkelheit in Kauf nimmt oder gar willentlich erzeugt, sei eben schlechte Philosophie, indem sie die Orientierung an begrifflicher Deutlichkeit aufgibt und die Maßstäbe rationaler Beurteilbarkeit massiv unterläuft. Interessanter jedoch und vielleicht auch fruchtbarer scheint es mir zu sein, den von Danto artikulierten Standpunkt zu erwägen,

[...] daß Philosophen mit wirklich neuen Gedanken einfach neue Formen erfinden mußten, um diese Gedanken vermitteln zu können, und daß man womöglich von den herkömmlichen Formen aus keinen Zugang zu diesen Gedankensystemen und -strukturen finden kann.⁸

Möglicherweise – und diese Möglichkeit ohne weitere Prüfung auszuschließen, käme einem methodischen und stilistischen Dogmatismus gleich – rührt ein Teil der Opakheit Fichtescher, Hölderlinscher und Hegelscher Sprache daher, daß wir ihre Darstellungsformen noch nicht zu gebrauchen gelernt haben, uns noch nicht auf die in ihnen geronnene Lese- und Mitteilungspraxis verstehen.

Eines steht außer Zweifel: Nicht alles, was für das Verständnis von der Teilnahme an einer philosophischen Haltung, Schule, Bewegung oder Tradition wichtig ist, läßt sich auf Aussagen bringen oder in Form von Aussagen, Thesen etwa, mitteilen. Verglichen mit einer bestimmten Art des *Könnens*, dem Beherrschen eines komplexen Sets an Gewichtungen, Wertungen, Strategien des Fragens, der Kritik, der Untersuchung, Einschätzungen der situativen Relevanz von Aussagen, ist das *Wissen* (verstanden als propositionales Wissen, d. h. Wissen von Aussage-Wahrheiten) von vergleichsweise untergeordneter, instrumenteller Bedeutung. Bei der Vermittlung solchen nichtpropositionalen Wissens wie spielen aber gerade die Darstellungsformen der Philosophie – literarische Gestalt sowohl als auch lebendige Manifestation in Gespräch, Unterricht und Vortrag – die entscheidende Rolle.⁹ Wie ich unten noch weiter ausführen möchte,

⁷ T. W. Adorno, *Drei Studien zu Hegel*, Frankfurt a. M. 1991, S. 81.

⁸ A. C. Danto, *Philosophie als/und/der Literatur*, S. 172.

⁹ So hebt beispielsweise G. Gabriel an der sprachlichen Gestaltung von Descartes' *Meditationen* hervor, daß der Gebrauch indexikalischer Ausdrücke wie ‚jetzt‘, ‚hier‘, ‚ich‘ impliziten Aufforderungscharakter besitzt: „Alle Subjekte sind aufgefordert, die

ist dieses performative Element, die Absicht eine (selbstreferentielle) Denk-Handlung auf Seiten des Lesers zu veranlassen und zu steuern, eines der hervorstechendsten Merkmale der vielfältigen Darstellungsformen der deutschen Philosophie nach Kant.

Hier ist jedoch zunächst der Ort, um die im vorhergehenden bereits thematisch gewordene systematische, erkenntnistheoretische Motivation darzulegen, die der Beschäftigung mit literarischen Darstellungsformen zugrundeliegt. Sie besteht in der expliziten Anerkennung von Erkenntnisformen, die nicht propositional verfaßt sind, und in einer entsprechenden Forderung, den Begriff der Erkenntnis über das Propositionale hinaus zu erweitern. Propositionalität, Urteils- oder Aussageförmigkeit, läßt sich mit CHRISTIANE SCHILDKNECHT anhand von zwei Kriterien definieren:

Denkbewegung der *Meditationen für sich* nach- bzw. mitzuvollziehen.“ (G. Gabriel, Zwischen Wissenschaft und Dichtung, Nicht-propositionale Vergegenwärtigung in der Philosophie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 51 (2003), S. 415-425, hier S. 421) Auch Danto hebt diese performative Dimension der literarischen Form der *Meditationen* hervor: Vgl. Philosophie als/und/der Literatur, S. 191. In einem anderen Kontext hat W. Wieland den Unterschied zwischen *ἐπιστήμη* und *δόξα* bei Platon aus einem grundlegenden Unterschied zwischen propositionalem und nichtpropositionalem Wissen zu erklären versucht und *ἐπιστήμη* eindeutig dem letzteren zugeordnet (*Platon und die Formen des Wissens*, Göttingen 1982, S. 291). Das Wissen des Dialektikers ist vom Typus eines als solches nicht direkt mitteilbaren Erfahrungswissens, welches nur durch den Mitvollzug sich erwerben läßt: „Erfahrung ist ein Resultat, zu dem der Weg, der zu ihm geführt hat, als unverzichtbares Moment selbst hinzugehört.“ (ebd., S. 232) Genau Entsprechendes ließe sich (stellvertretend für viele Philosophen seiner Generation) für den hohen Stellenwert einer besonders verfaßten ‚spekulativen‘ Erfahrung in Hegels Konzeption der Philosophie geltend machen: Die „Sache“, heißt es in der Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes*, sei „nicht in ihrem Zwecke erschöpft, sondern in ihrer Ausführung, noch ist das Resultat das wirkliche Ganze, sondern es zusammen mit seinem Werden; der Zweck für sich ist das unlebendige Allgemeine, wie die Tendenz das bloße Treiben, das seiner Wirklichkeit noch entbehrt, und das nackte Resultat ist der Leichnam, der die Tendenz hinter sich gelassen.“ (G. W. F. Hegel, *Gesammelte Werke*, in Verbindung mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft hg. v. der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Hamburg 1968ff, Bd. 9, S. 10f. – Diese Ausgabe wird im folgenden zitiert als GW, gefolgt von Band- und Seitenzahl in arabischen Ziffern.) Auf diesem von Hegel formulierten performativen Holismus der lebendigen Ausführung der ‚werdenden‘ Wissenschaft (vgl. ebd., S. 24) ist gegenüber Vereinnahmungen seiner Philosophie im Namen eines propositionalistischen semantischen Holismus zu insistieren: Vgl. R. Brandom, *Tales of the Mighty Dead. Historical Essays in the Metaphysics of Intentionality*, Cambridge, Mass. 2002, bes. S. 45-56, S. 178-209, sowie ders., Holism and Idealism in Hegel’s Phenomenology. In: W. Welsch, K. Vieweg (Hg.), *Das Interesse des Denkens. Hegel aus heutiger Sicht*, München 2003, S. 47-74.

(1) Das *Kriterium der Wahrheitswertfähigkeit*, demzufolge eine notwendige und hinreichende Bedingung für Propositionalität eine Struktur ist, die dem Gehalt von Aussage- oder Behauptungssätzen entspricht („daß p “), verbunden mit einem sich daraus ergebenden Anspruch auf Wahrheitswertfähigkeit.

(2) Das *Kriterium der Begrifflichkeit*, demzufolge Begrifflichkeit eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für Propositionalität ist.¹⁰

Nichtpropositional sind demnach alle Erkenntnisformen, die einem oder beiden dieser Kriterien nicht genügen.¹¹ Da SCHILDKNECHT den Stand der Forschung und die systematischen Perspektiven derselben in ihrem Beitrag ausführlich erläutert, werde ich meine Bemerkungen zu den Motiven eines Nichtreduktionismus in bezug auf Erkenntnisformen kurz halten.

Neben praktischer Erkenntnis, also dem Können oder Wissen-wie, sind zwei epistemische Felder von besonderer Relevanz, wenn es um die Anerkennung von nichtpropositionalen Erkenntnisarten geht. (1) Im logischen Bereich sind es die Definitionen und die in ihnen enthaltenen, logisch einfachen und darum im strengen Sinn undefinierbaren Grundbegriffe.¹² Im Kontext axiomatischer Systeme der Art, für die sich Frege und die an ihn anschließende logisch-positivistische Wissenschaftstheorie interessierten, dürften regelrechte synthetische Definitionen schon deshalb nicht als propositional verfaßt gelten, weil sie als normative Festsetzungen keine Behauptungen und mithin nicht wahrheitswertfähig sind. Für sich genommen stellt das noch keine Schwierigkeit für den erkenntnistheoretischen Propositionalismus dar, weil Definitionen qua Festsetzungen eben keinen Erkenntniswert beanspruchen. Bedenkt man jedoch, daß die in den Definitionen enthaltenen Grundbegriffe in inhaltlicher Hinsicht sehr wohl an einen Adäquatheitsanspruch gebunden sind und daß die Geltung der im System gebotenen Deduktionen – sollen sie mehr sein als ein formalistisches Spiel syntaktischer Transformationen – von dem durch die Grundbegriffe vermittelten kategorialen *Unterscheidungswissen* abhängt, dann ist man zur Einsicht in die systematische

¹⁰ C. Schildknecht, „Ein seltsam wunderbarer Anstrich“? Nichtpropositionale Erkenntnis und ihre Darstellungsformen. In diesem Band, S. 31–43, hier S. 37; vgl. C. Schildknecht, *Sense and Self. Perspectives on Nonpropositionality*, Paderborn 2002, S. 15.

¹¹ Repräsentative Bereiche, in denen nichtpropositionale Erkenntnisformen auftreten, nennt Schildknecht in ihrem eben zitierten Aufsatz in diesem Band.

¹² Hier und im folgenden halte ich mich eng an die Ausführungen in C. Schildknecht, *Sense und Self* sowie G. Gabriel, Logische und Ästhetische Unausagbarkeit. In: W. Hogebe (Hg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Vorträge und Kolloquien des XIX. Deutschen Kongresses für Philosophie, Bonn, 23.–27. September 2002*, Berlin 2004, S. 762–769.

Unverzichtbarkeit auch nichtpropositionaler Erkenntnisformen nachgerade gezwungen. Und im Konzept kategorialer ‚Erläuterungen‘ und ‚Winke‘ (Frege) bzw. ‚Explikationen‘ (Carnap) klingt eine solche Einsicht zumindest schon an.

(2) Das zweite wichtige Feld bildet die ästhetische Erfahrung. Mit dem strengen verifikationistischen Sinnkriterium des Wiener Kreises gepaart, führte der Propositionalismus zu einer radikalen Deflation kognitiver Ansprüche auf Seiten der Kunsttheorie. Das Resultat war ein ästhetischer Emotivismus, die Auffassung von Kunstwerken (einschließlich literarischer Werke) als mehr oder minder komplexen Ausdrücken von Gefühlen ohne weiteren kognitiven Gehalt oder epistemische Relevanz. Diese Auffassung scheint vielen die offensichtlichen Unterschiede zwischen emotionalen Bekundungen und Kunstwerken zu ignorieren oder zumindest nicht in gebührendem Maße ernstzunehmen; sie zielt auch an unserem tatsächlichen, durchaus häufig epistemisch interessierten Umgang mit ästhetischen Gebilden vorbei. In charakteristischer, aber nicht ganz unberechtigter Zuspitzung wieder Danto:

Der kognitive Gehalt von Dichtung und Philosophie erschöpft sich demnach [sc. nach Carnaps verifikationistischem Sinnkriterium] in dem, was sie als Symptome über die pathologischen Züge ihrer Autoren aussagen. Insofern sie ein Einblick [...] in eine jenseitige Realität sein sollen, sind sie so bedeutungsfrei wie Vogelgeschrei in einer menschenleeren Sumpflandschaft.¹³

Die Aufgabe des Verifikationismus allein löst diese unbefriedigende Situation nur partiell. Denn es bleiben wesentliche Aspekte der (u. a. literarischen) Kunst – allen voran ihre Vergegenwärtigungsleistung, die *erlebt* werden muß, um *erfaßt* zu werden –, die sich nicht auf Aussagen

¹³ A. C. Danto, Die Philosophisierung der Literatur. In: Ders., *Die philosophische Entmündigung der Kunst*, München 1993, S. 193-218, hier S. 194 (Übersetzung modifiziert). – Richtungsweisend für eine kognitivistische Auffassung von Kunst und ästhetischer Erfahrung ist N. Goodmans symboltheoretische Konzeption des ‚Ausdrucks‘ (‘expression’): siehe *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols*, Indianapolis, Indiana 1976, bes. S. 52-55, S. 85-95 und die programmatischen Ausführungen S. 225-265. Vgl. auch O. R. Scholz, Kunst, Erkenntnis und Verstehen. Eine Verteidigung einer kognitivistischen Ästhetik. In: B. Kleimann, R. Schmücker (Hg.), *Wozu Kunst? Die Frage nach ihrer Funktion*, Darmstadt 2001, S. 34-48. Auch M. Frank (*Stil in der Philosophie*, Stuttgart 1992, S. 72) sieht eine wichtige Funktion gerade von literarischer Kunst darin, einen „Raum von Verständlichkeit“ zu eröffnen, „in den Propositionen allererst einziehen können.“ Man dürfe, so mahnt er im kritischen Hinblick auf Habermas, „zwischen ‚Welterschließen/Literatur‘ einerseits und ‚wahrheitspflichtigem Argumentieren/Philosophie‘ andererseits keinen unüberbrückbaren Abgrund aufreißen.“ (ebd., S. 84)